

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 12

Artikel: Pech oder Glück?
Autor: Gfeller, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

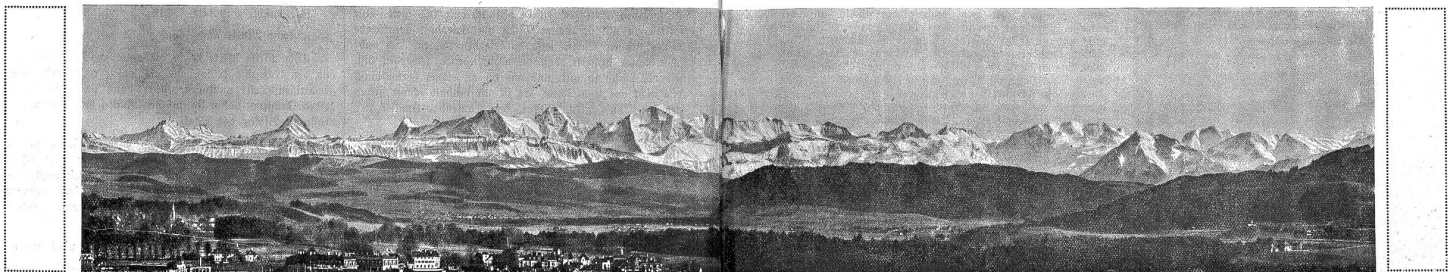
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Landesausstellung, Bern 1913 auf die Alpen vom Ausstellungsplatz aus. (Phot. S. Rohr, Bern.)

Pech oder Glück?

Von Simon Gfeller

Auf der heißen, rauhen Landstrasse schreiet Gottfried, der liebeshungrige Sohn des Mattenberghausens schmerzlich vorwärts. Beim Dorfkrämer hat er sich beladen lassen wie ein geduldiges Kaskadelein. Am Rücken hängt ihm ein ansehnlicher Zuderfod, auf der Brustseite baumelt als Gegengewicht das wohlgefüllte Salzjädelin, und an der Hand trägt er in einem Lederli eine Maßflasche voll Sigg.

Es ist zwischen Heut und Ernte. Reiz flücht die Nachmittagssonne; trocken klebt die Zunge am Gaumen; der Schweiß bränzelt dem Bürschchen von der Stirne, doch ein Tropfen den andern jagt, und schmerzhaft schneidet die Tragschmür in die Schultern.

Doch der Ort der Labung ist nicht mehr ferne. Droben an der Wegbiegung, wo sich das Seitenstädchen abzwiegt, streckt der Herrgott den Arm heraus. Gottfried werwehlet schon im Stillen, ob er in der Rehrpinte anlanden wolle oder nicht. Weltersseit ist nicht mehr allzuferne und der Bürschche sollte heim; aber die Junge hängt auch gar zu rindsteben im Saule und unglücklich ist's, wie die Volk drüdt und das schweißhelle Hemd an den erhitzen Körper preßt. So ein großes Glas Bier, braungolden mit zartfetttem Milchschaum, wie mühte das der rauhen Kette glatt eingehend und erfrischend fühlen! Bei dieser lästlichen Sühne nicht einleeren und ein Bier oder zwei stürzen — nein, das wäre schweißgelber Ansturm, eine bedenkliche Torheit.

Und holla! Steht da nicht vor dem wadeligen Bernerwägelin die alte Fuchsstute des Mattenberghausens und schmeckel aufgedrückt nach den zubringlichen Bremfen? Gewiß ist sie es; Gottfried kennt Roh und Gefährt des Nachbarn gut genug. Zum Ueberflus ruft der Mattenberger durchs offene Fenster:

„Stell ab, Gobi, du schwijst ja wi-n-en Antebättler. Chaisi nachher di mer rite u di ganze Wunder uflege.“

„Das preidts doch jege, schöner müßt nit“, bent Gottfried und legt mit innerlichem Frohlocken seine Siebensachen oben auf die Futtermehlkade des Mattenberghausens . . .

Kurze Zeit nachher sah Gottfried vergnüglich hinter einem schäumenden Bier und gukte dem Nachbar, der mit dem Biert und einem Weinreiferen einen Saß färcelte, interessiert über die Mähel. Denn ein Saß ist gar ein göst-

bildender und unterhaltamer Zeitvertreib nicht nur für die Spieler, sondern auch für Zuhörer und Zuhauer. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann flücht die Arbeit munter fort.“ Nun waren die drei kurrerprobe, in die tiefsten Geheimnisse ihrer Kunst eingeweihte Kämpen und auch der unter der edlen Jagerkunst üblichen Blumensprache vollkommen mächtig. So schlugen denn unausgesehlt die feilhaftesten und geistvollsten Nebenwendungen an Gottfrieds andächtig aufhorchende Ohren.

- „Särtsig ist lieblich!“
- „Sau se Res, es ist en Ansel!“
- „Gflosche dr Bod, worum geit er i Chabis!“
- „Maus mit die wilde Rah!“
- „Trumpf nimmt dr Schnee ab de Bärge!“
- „Mele Mähelwanz!“
- „Chrujfix ist Pfaffenarbit.“
- „Eggestei git auel Maure!“
- „Dr Ching macht 's Spiel verrudt!“

Und so weiter in endloser Folge. Dazu knodeten die drei mannhast auf den Tisch und verdrämten ihre Tratselprische mit Lachen, Grimassen und pfliffigen Mienen. Wilschnell waren jenseits die Karten gemischt; Schlag auf Schlag folgte das Ausspiel, und das Zählen und Abrechnen geschah mit so fabelhafter Firtigkeit, daß Gottfried in schauer Bewunderung schier den Mund offen versack. Das Ganze wüßte ihn ungemein lustig; langweilen, nein, davon war keine Spur. Der hartköpferne Wirtschaftsführ wurde ihm weid wie ein Rollenmödel, und eine Stunde war um, ehe er auch nur einmal an die Uhr geschaut hatte. Dann aber bemang er sich auf das Heimgehen.

„I hatt eigetlich hei alle go mäde“, wagte er endlich schüchtern den Mattenberger anzuklaffen.

„Dr Alt wird das isho borge, het's lang müesse dünne obni di. Depppe wägen einischt wird er dr nid dr Gering abhörbe, süßt gib de mi a 's Prätt!“

Und die drei seten eine frische Partie an. Der Weinreisende, welcher die meisten Striche erhalten hatte, verlangte gebieterlich Revanche. Damit ihm das Glück gütlicher sei, belegnete er beim Mischen die Karten mit dem Zauberprüche: Solus, Volus, Malotus! und behauptete, nun könne es ihm nicht fehlen. Lechend griffen nun auch die andern zu Sympatjemitteln. Der Mattenberger geich-

nete sich mit Kreide ein Kreuz auf jede Schuhsohle und der Biert nahm die letzte Nummer des Amtsblattes unter das Gefäß. Dann ging der Tanz aufs Neue los. Die Karten flogen und der Kommentar wurde immer blumreicher. Natürlich wurde auch das Trinken nicht vernachlässigt; denn ein solcher Kapitalfluß gibt immer Anlaß zum Trinken. Gewinnt der Spieler, so trinkt er aus Mitleid und Nächstenliebe, verliert er, dann genehmigt er sich einen Schluß zu eigener Tröstung. Auch Gottfried hatte sich angelehrt vom guten Beispiel, das Glas einmal nachfüllen lassen, und seine Baden begannen sich zu röten. Inbald war seine Freude am Spiel nicht mehr ganz ungemüht; ein leises Unbehagen begann ihn zu plagen, und als immer die gleichen Wendungen und Ausdrücke aufs Tapet kamen, erlitten auch sein Interesse und Kernerheit für das Spiel zulebens. Unruhig rutschte er hin und her und zog mehrmals seine Sackuhr.

„Es geit mer wohl lang; i hätt doch fölle gob“, mahnte er den Mattenberger.

„Dumms Bäg“, erwidert dieser. „Nimm du no-n-es Bier. I wills de dim Alte isho verantwoorte.“

Nun, das was für den Bürschchen doch ein Trost. Wieder schaute er eine gute Weile stumm und geduldig zu. Dann fing es in der Stube nistlich an zu flinkern. Sollte die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung angebrochen sein? Gottfried trat erschreckt ans Fenster. Die Sonne war freilich verschwunden, aber nicht hinter den Zurbergen, sondern hinter einer mächtigen, grauschwarzen Wolkenwand, die drohend am Himmel emporstob. Schon begann sie ihre Blitze zu schleudern und schwach vernehmbar Donnerstöße rollten nach.

„Jeg müesse mer gob; es chumt es Wätter, u lieber will i mi ganz i Burdi beiträge, weder daß mer allsämme flätschbrädnag wird“, drängte Gottfried.

„Ach du bist isch doch an en altsbige Chäker“, erwiderte der Biert, welcher jetzt einen Fünftager vom Trummpaß in den Händen hatte, unwirsch. „Gefisch nid, daß mer bloc no hundertfirtzig awent hei! Wi wett er jez berovo chönne! Das Augebliff, wo-n-es no geit, wird däch nid alls zwänge, u du wirtsch destwäge nid verzable.“

Und der Mattenberger sagte:

„Du gefisch, w's ist. We b' nid gwarit maght, io gang halt i Gottsname.“

Eingeküchert nimmt Gottfried wieder Maß. Aber er ist wie auf den Spitzen einer Seidel und allgemod wird ihm klar, daß, wenn man jeßt, zwei, drei andere vorchreiben, wann man betgehen dürfe. Mit Schreden

gewahrte er, wie das Gewitter in aller Strenge heran- zog. Am liebsten hätte er einen Fluch getan und wäre gegangen; doch wagte er nicht, den gefälligen Nachbar zu erzürnen. Am Aemern aber glommt ihm in diesen Augenblicken peillichen Wartens eine Feindlichkeit empor gegen die Wirtschaftshanderei und das Salen, die nicht so bald wieder erfolgt. Uebrigens preferierte es jezt auch dem Bauer; auch dieser beehrte kein Wasserbad.

Endlich ist das Spiel fertig. Nicht berichtigt der Mattenberger seine Zede und greift nach dem Sat und der Zerkente. Der Fuchs wird losgebunden, die Mechanik entpannt und das Fuhrwerk gemendet. Nur noch schnell einen Trintgelbwanziger für den Baben, der dem Roh die Bremlen gewehrt hat! Der Bauer windet das Leitseil lose um das Leiterbänndchen des Wagengefells und gräbelte im Gehädel. Dieren Augenblick benakt der Fuchs. Jezt nimmt er seine Wade für das lange Siehenlassen. Sump, schieft er ins Gefchir und legt in mächtigen Galoppstößen nach, heimzu. Verblüfft schauen ihm die Wirtschaftshändler nach, und der Bauer schreit wütend:

„Aha, hu, verfluchts Ramel bu!“

Der Weinreisende aber foppelt: „Wär rite will, hod uff!“

Doch die beiden hören nicht auf das Spottlachen. Was bleibt ihnen übrig als nachzutrabeln!

Ron der Rehrpinte zieht sich das Sträflin durch ein Seitenstädchen einem heiligeren Bädlein entlang und flertert dann in langen Windungen den Hügelzug hinan.

Dem Bauer verlebete das Trotten leid. „I ma nimme gschunppe. Spring du-n-itm noch, du heisch jünger! Bei. Gäh all! Gred, du maghtst ihm vorgo u ver-züchschst mer am Fohrtelch ob.“

Gottfried befolgt diesen Rat. In langen Sähen gilt er davon. Schweigehabel langt er oben am Fohrtelch an. Kalt gleichzeitig kommt auch der Fuchs. Roh und Fuhrwerk sind unerlehrt und die Futtermehlkade des Mattenbergers liegen rußsam in Reich und Grieb. Aber wo zum Teufel sind denn Zuderfod, Salzjädelin und Siggelkade? Dem Bürschchen erträumt nichts gutes. Er unterfucht das ganze Wagengefell. Zwischen Rabe und Rab kleben an der Wagenschmiere einige Salzförner. Da will ihm schier schwarz werden vor den Augen. Er kratzt in den Spalten und murmelt in einem fort: „Wär i nume bei, wär i nume bei!“

Schaden kommt nun auch der Mattenberger an. Gottfried flagt ihm seine Befürchtungen.



Das neue offizielle Plakat der Schweiz. Landesausstellung 1914 von Plinio Colombi, das nach Frankreich verschickt wurde an Stelle des zurückgewiesenen ersten Plakates von Emil Cardinaux.

„Muecht halt go sueche“, rät trocken der Bauer und zuckt die Achseln. „I cha nüt derfür.“ Dann behändigt er das Leitseil und fährt kaltblütig davon.

Finstern Blickes schaut ihm Gottfried nach und macht sich bergab auf die Suche. Unten im Sträßlein findet er die Reste des Salzsäckleins, schmierige, staubige Fetzen. Es muß hinausgerutscht und zwischen Gestell und Rad gekommen sein, wo es zerklüftet und zerrissen wurde. Das Salz liegt in einem langen Streifen im Staub des linken Wagengeleises; zu gebrauchen ist davon nichts mehr. Der Bursche eilt weiter. Einige hundert Schritte weiter zurück kauert mitten in der Straße das Deserlein mit den Scherben der Essigflasche. Er leert die Glasstücke ins Bächlein und ringt das essiggetränkte Säcklein aus. Wo aber in aller Welt mag denn der Zuderstod

sein? So weit der Blick reicht, liegt nichts auf der Straße. Da steigt eine schlimme Ahnung in dem Burschen auf, und er späht besorgt hinunter ins Bachbett. Und richtig, dort drunten liegt der Flüchtling im Bade. Das Bächlein hat auch schon eifrig an der süßen Beute geleckt, die ihm so unvermutet in den Schoß gefallen ist. Mit einem Satz ist Gottfried unten und hebt behutsam auf, was noch zu retten ist. Mit der süßen Last im Arme, zuweilen das Zuderwasser haushälterisch von den klebrigen Fingern schließend, haftet er heimwärts. Aber lange bevor er ein schützendes Obdach erreicht hat, ist das Gewitter da. Ein paar tausende Sturmwindstöße, blendende Blitzscheine, gewaltiges Donnerkrachen, dann klatschen die Tropfen schwer hernieder; es regnet Bachschnüre. Tiefend wie ein begossener Pudel kommt Gottfried endlich zu Hause an, wo man schon lange in heller Angst nach ihm ausgeschaut hat. Nun gilt's auch dort dem ausbrechenden Wetter stand zu halten. Getreulich beichtet er, wie schmachlich es ihm ergangen sei und nimmt geduldig die gesalzene Schelle in Empfang. Es war manches saure Wort dabei und auch später hatte er noch viel abzutun. Manchmal wollte ihm scheinen, er sei auch gar zu hart gestraft worden für seinen Fehler, besonders wenn ihn die Kameraden neidend fragten, wann er wieder die Straße mit Salz grienen und aus Rieselsteinen Salat machen wolle, und wann man wieder Zuderwasser trinken könne im Bächlein unten. Am ärgerlichsten aber war er über den Mattenberger, der ihn nicht nur alles allein ausfressen ließ, sondern die ganze Geschichte mit schadenfrohem Lachen ausgetrommelt hatte.

Das kleine Ereignis hat Gottfried noch lange beschäftigt und wer weiß, vielleicht ist ihm damit sogar Heil widerfahren. Denn er ist einer von den Bedachtamen, die der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wie ich ihn kenne, hat er aus dem Mißgeschick sicher seine Lehren gezogen. Es scheint ganz, als wolle er in Zukunft den Kopf auf seinem Hals und die Hand an seinem Arme behalten. Er weiß jetzt, daß zuletzt ein jeder für sein Tun und Lassen selber mit der Haut in die Gerbe muß und daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Er weiß jetzt viel besser als früher, weil es ihm unter Schmerz und Scham ins Herz gebrannt worden ist und darum wird er, wenn nicht alles trägt, auf eigenen Füßen durchs Leben wandern, auch wenn ihm dies augenblicklich Beschwerden verursachen sollte. Vielleicht gewahrt er auch einmal, daß mancher das Hangen an den Rockschößen anderer noch viel teurer bezahlen muß als mit einem Säcklein Salz, einer Flasche Essig und einem Zuderstod. Und vielleicht segnet er noch einmal den Tag, der ihm so viel Pech brachte, als einen Glückstag, weil er ihm zu einem bescheidenen Anfang lebenswichtiger Erkenntnis verhalf.

Todaustreiber.

Volklied.

So treiben wir den Winter aus
Durch unsre Stadt zum Tor hinaus
Mit seinem Trug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Tal,
Damit er sich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Frühling träumt,
Er träumet in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Die Blume sproßt aus göttlichem Wort
Und deutet auf viel schönern Ort;
Wer ist's, der das gelehret?
Gott ist's, der hat's bescheret.